

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31494-2

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Nell und Eva leben mit ihren Eltern in einem Haus am Waldrand nahe einer Kleinstadt. Beide haben große Pläne. Nell möchte studieren, Eva Tänzerin werden. Doch etwas in der Welt verändert sich, die Stromversorgung wird unregelmäßig, Benzin und Lebensmittel gehen aus, es gibt keine Zeitungen mehr und erschreckende Gerüchte gehen um: Man spricht von Krieg, Seuchen, Erdbeben und einer Explosion in einem Atomkraftwerk. Als schließlich nach dem Tod der Mutter auch noch der Vater der beiden durch einen Unfall stirbt, bleiben Nell und Eva allein und isoliert zurück. Erst da beginnen die jungen Frauen allmählich zu begreifen, daß die Zivilisation zusammengebrochen, die vertraute Welt unwiederbringlich verloren ist – und daß es jetzt nur noch um ihr Überleben geht ...

Jean Hegland lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern im Norden Kaliforniens auf dem Land. ›Die Lichtung‹ ist ihr viel beachteter erster Roman. Im Krüger Verlag ist ihr neuer Roman ›Der Sommer, als Lucy vier war‹ erschienen.

Unsere Adresse im Internet: www.fischer-tb.de

Jean Hegland

Die Lichtung

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Anne Steeb-Müller

Fischer Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
ein Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, März 2004

Lizenzausgabe mit Genehmigung des
Wolfgang Krüger Verlags, Frankfurt am Main
Die Originalausgabe erschien 2001
unter dem Titel ›Into the forest‹
im Verlag Calyx Books Corvallis, Oregon

© Jean Hegland 1996

Für die deutsche Ausgabe:

© Wolfgang Krüger Verlag, Frankfurt am Main 1998

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-16018-9

Die Lichtung

Für Douglas Fisher
und Garth Leonard Fisher

und in Erinnerung an
Leonard Hegland

Es ist ein eigenartiges Gefühl, diese ersten Worte zu schreiben: als würde ich mich über die modrige Stille eines Brunnens beugen und mein Gesicht aus dem Wasser hervorspähen sehen – so klein und aus so ungewohntem Blickwinkel, daß ich verblüfft bin, als mir aufgeht, daß es mein eigenes Spiegelbild ist. Nach so langer Zeit halte ich den Kugelschreiber steif und unbeholfen in der Hand. Außerdem muß ich gestehen, daß dieses Notizbuch mit seiner Wildnis leerer Seiten für mich eher Bedrohung als Geschenk ist – denn was kann ich hier aufschreiben, ohne daß mir die Erinnerung Schmerzen bereitete?

Du könntest über das Jetzt schreiben, hat Eva gesagt, *über die Gegenwart*. Noch heute morgen war ich mir sicher, daß ich dieses Notizbuch zum Lernen benutzen würde. Ich mußte mir Mühe geben, nicht über ihren Vorschlag zu spotten. Aber mittlerweile sehe ich ein, daß sie recht haben könnte. Jedes Fachgebiet, das mir in den Sinn kommt – von Volkswirtschaft bis Meteorologie, von Anatomie über Geographie bis hin zur Geschichte –, scheint sich um sich selbst zu drehen und mich unweigerlich zurückzuverweisen auf das Hier und Jetzt, auf den heutigen Tag.

Heute ist der erste Weihnachtstag. Darum komme ich nicht herum. Wir haben viel zu gewissenhaft die Tage auf dem Kalender ausgestrichen, um uns im Datum zu irren, wie sehr wir es uns auch wünschen mögen. Heute ist Weihnachten, und der erste Weihnachtstag ist einer von vielen Tagen, die durchlebt werden wollen, einer von vielen Tagen, die durchgestanden werden müssen, damit diese Zeit bald hinter uns liegt.

Weihnachten in einem Jahr wird alles vorbei sein, und meine Schwester und ich werden das Leben wiedererlangt haben, das uns bestimmt ist. Der elektrische Strom wird fließen, die Telefone werden funktionieren. Flugzeuge werden wieder über unsere Lichtung

hinwegfliegen. In der Stadt wird es in den Läden Lebensmittel und an den Tankstellen Benzin zu kaufen geben. Lange vor den nächsten Weihnachtsfeiertagen werden wir in allem geschwelgt haben, was wir jetzt entbehren und herbeisehnen – Seife und Haarwaschmittel, Toilettenpapier und Milch, frisches Obst und Fleisch. Mein Computer wird laufen, Evas CD-Spieler wird funktionieren. Wir werden Radio hören, das Internet benutzen, Zeitung lesen. Banken, Schulen und Bibliotheken werden wieder geöffnet sein, und Eva und ich werden dieses Haus verlassen haben, in dem wir wie Schiffbrüchige leben. Sie wird im Ballettkorps von San Francisco tanzen, ich werde mein erstes Semester in Harvard hinter mir haben, und dieser regnerische, düstere Tag, den wir dem Kalender zufolge Weihnachten nennen müssen, wird lange, lange vorbei sein.

»Fröhliche heidnische, literarisch angehauchte und höchst kommerzielle Weihnachten«, hat unser Vater uns am Weihnachtsmorgen immer gewünscht, wenn Eva und ich uns schon lange vor dem winterlichen Morgengrauen auf dem Flur vor dem Schlafzimmer unserer Eltern eingefunden hatten. Zappelig vor Aufregung redeten wir auf sie ein, sie sollten doch aufstehen und mit nach unten kommen, und zwar schnell. Sie dagegen gähnten und beharrten darauf, erst ihre Bademäntel anzuziehen, sich das Gesicht zu waschen und die Zähne zu putzen. Wenn unser Vater uns zur Raserei bringen wollte, kochte er sogar vorher noch Kaffee.

Nach der Unordnung und dem Gelächter beim Auspacken der Geschenke kam das festliche Mittagessen, das wir als selbstverständlich betrachteten, gingen Anrufe von entfernten Verwandten ein, während aus dem CD-Spieler die erhabenen Klänge von Händels *Messias* erschallten. Irgendwann nachmittags unternahmen wir zu viert einen Spaziergang die unbefestigte Straße hinab, die zu unserer Lichtung führt. Die frische Luft und der grüne Wald klärten unsere Sinne, und wenn wir die Brücke erreicht hatten, waren wir soweit, den Heimweg anzutreten. Dann verkündete unser Vater unweigerlich: »Das ist, bei Gott, das eigentliche Weihnachtsgeschenk – Ruhe und Frieden und frische Luft. Auf sechseinhalb Kilometer keine Nachbarn und im Umkreis von fünfzig Kilometern keine Stadt.

Buddha, Schiwa, Jehova und der kalifornischen Forstverwaltung seien gedankt, daß wir am Ende der Straße leben!«

Später, nach Einbruch der Dunkelheit, wenn es bis auf das Leuchten der kleinen Glühbirnen am Weihnachtsbaum im ganzen Haus dunkel war, zündete Mutter die Kerzen am Krippenkarussell an, und es kehrte einen Augenblick lang Ruhe ein, während wir gemeinsam davorstanden und zusahen, wie sich die Hirten, die drei Weisen aus dem Morgenland und die Engel um die kleine Heilige Familie drehten.

»Jawohl«, sagte unser Vater, ehe wir nacheinander davongingen, um vom Truthahngerippe das übriggebliebene Fleisch abzuzupfen und uns vom kalten Plumpudding dünne Scheiben abzuschneiden, »so geht die Geschichte. Könnte besser sein, könnte schlechter sein. Aber wenigstens steht ein Baby im Mittelpunkt.«

Dieses Jahr zu Weihnachten haben wir nichts von alldem.

Es gibt dieses Jahr zu Weihnachten keine Lichterketten, keine Weihnachtskarten. Es gibt keine Geschenkstapel, keine Ferngespräche mit Großtanten und Cousins zweiten Grades, keine Weihnachtslieder. Es gibt keinen Truthahn, keinen Plumpudding, keinen Spaziergang bis zur Brücke mit unseren Eltern, keinen *Messias*. In diesem Jahr bedeutet Weihnachten nichts weiter als das nächste weiße Quadrat auf einem fast abgelaufenen Kalender, eine zusätzliche Tasse Tee, einige Augenblicke bei Kerzenlicht und für jede von uns ein einzelnes Geschenk.

Warum wir uns die Mühe machen?

Vor drei Jahren – ich war vierzehn, Eva fünfzehn – habe ich an einem verregneten Abend eine Woche vor Weihnachten die gleiche Frage gestellt. Vater stöhnte über die vielen Karten, die er noch zu schreiben hatte, und Mutter hatte sich mit ihrer schnurrenden Nähmaschine in ihrem Arbeitszimmer verschanzt. Sie kam nur hin und wieder zum Vorschein, um die nächste Ladung Plätzchen aus dem Ofen zu holen und mich zu überreden, die Teigschüsseln zu spülen.

»Nell, ich muß die Schüsseln gespült haben, damit ich vor dem Zu-

bettgehen mit dem Pudding anfangen kann«, sagte sie und machte hinter dem letzten Blech Plätzchen die Ofentür zu.

»Ist gut«, murmelte ich und blätterte die nächste Seite des Buchs um, in das ich vertieft war.

»Heute abend noch, Nell«, sagte sie.

»Wozu machen wir das eigentlich?« ereiferte ich mich und sah gereizt von meinem Buch auf.

»Weil sie schmutzig sind«, antwortete sie und nahm sich die Zeit, mir einen warmen Ingwerkeks zu reichen, ehe sie zu den Geheimnissen ihrer Näharbeit zurückeilte.

»Ich meine doch nicht das Geschirr«, murrte ich.

»Was denn dann, Pummelchen?« fragte mein Vater. Er leckte an einem Briefumschlag und strich mit Nachdruck einen weiteren Namen auf seiner Liste durch.

»Weihnachten. Das ganze Durcheinander und der Aufwand. Wir sind doch nicht einmal richtige Christen.«

»Da hast du verdammt recht«, sagte unser Vater. Er legte den Kugelschreiber aus der Hand, sprang vom Tisch vorn am Fenster auf. »Wir sind keine Christen, wir sind Kapitalisten«, sagte er. »Jeder Einwohner dieses verfluchten Landes ist Kapitalist, ob es ihm paßt oder nicht. Jeder Einwohner dieses Landes ist einer der unersättlichsten Konsumenten dieser Welt. Er verbraucht die Reserven der Natur in einem Tempo, das zwanzigmal so hoch ist wie jenes, das andere auf dieser armen Erde vorlegen. Und Weihnachten ist unsere einmalige Chance, das Tempo noch zu steigern.«

Als er sah, daß ich mich wieder meinem Buch zuwandte, fügte er hinzu: »Warum wir Weihnachten feiern? Keine Ahnung. Ich sag dir was: Lassen wir's doch. Werfen wir das Handtuch. Ich fahre morgen in die Stadt und gebe die Geschenke zurück. Die Plätzchen verfüttern wir an die Hühner, und dann schreiben wir unseren Freunden und Verwandten, daß wir den Vorsatz gefaßt haben, Weihnachten abzuschaffen. Nur schade um meinen vergeudeten Urlaub«, fuhr er mit gespielter Traurigkeit fort.

»Ich hab's.« Er schnippte mit den Fingern und duckte sich, als hätte ihn die Idee soeben am Hinterkopf getroffen. »Wir ziehen un-

ter dem Boden im Abstellraum neue Balken ein. Laß das Geschirr stehen, Nell, und such mir den Wagenheber raus.«

Ich sah ihn entrüstet an und haßte ihn eine halbe Sekunde lang, weil er meine Sticheleien und meine miese Laune so mühelos abfing. Ich ging schnaubend in die Küche, griff mir eine Handvoll Plätzchen und wanderte nach oben, um mich mit meinem Buch in meinem Zimmer zu verstecken.

Später hörte ich ihn in der Küche rumoren. Er wusch das Geschirr, das ich stehengelassen hatte, und sang aus Leibeskräften:

Drei Könige wandern aus dem Morgenland,

Zigarren aus Gummi in ihrer Hand.

Die war'n geladen, es gibt einen Knall,

Und sie regnen herab übers Jordantal.

Im Jahr darauf hätte nicht einmal ich es gewagt, Weihnachten in Zweifel zu ziehen. Mutter war krank, und wir klammerten uns an alles, was hell und lieblich und warm war, als meinten wir, daß die Schatten, wenn wir sie nicht beachtetten, im Schimmer der Hoffnung verschwinden müßten. Doch schon im Frühjahr nahm der Krebs sie von uns, und letztes Jahr zu Weihnachten hatten Eva und ich uns alle Mühe gegeben, zu backen, Geschenke einzuwickeln und zu singen, verzweifelte Mühe, unseren Vater und uns zu überzeugen, daß wir ohne sie glücklich sein könnten.

Ich hatte gedacht, wir seien letzte Weihnachten unglücklich gewesen. Ich hatte gedacht, wir seien unglücklich gewesen, weil unsere Mutter tot und unser Vater in sich gekehrt und still geworden war. Aber wir hatten Kerzen am Baum gehabt und einen Truthahn im Ofen. Eva tanzte in der *Nußknacker*-Inszenierung des Balletts von Redwood die Clara, und ich hatte die Ergebnisse meiner Hochschulreifepfungen erfahren. Sie waren – sofern ich auch bei den Leistungstests des College Board anständig abschnitt – gut genug, um den Brief an die Aufnahmekommission von Harvard zu rechtfertigen, den ich daraufhin aufsetzte.

In diesem Jahr ist es mit alledem entweder aus und vorbei oder es hängt in der Schwebel. Dieses Jahr feiern Eva und ich nur, weil es weniger weh tut, zuzugeben, daß heute Weihnachten ist, als es zu leugnen.

Keine leichte Sache, sich ein Geschenk für jemanden auszudenken, wenn es weit und breit kein Geschäft zum Einkaufen gibt, wenn man selten so lange ungestört ist, daß man es anfertigen könnte, wenn alles, was man besitzt, jede Bohne und jedes Reiskorn, jeder Löffel, jeder Kugelschreiber, jede Büroklammer auch der Person gehört, die man beschenken will.

Ich habe Eva ein Paar ihrer eigenen Ballettschuhe geschenkt. Vor zwei Wochen habe ich das am wenigsten zerschlissenste Paar aus dem Schrank in ihrem Studio geklaut und es so gut ich konnte aufpoliert, heimlich, während sie trainierte. Mit den letzten Tropfen des Fleckenmittels unserer Mutter habe ich den zerschlissenen Satin gereinigt. Mit Nylonfaden aus dem Angelzeug unseres Vaters habe ich die Ledersohlen wieder festgenäht. Ich habe die verbeulten Zehenkappen in einer Mischung aus Wasser und Holzleim eingeweicht und so gut es ging neu geformt, habe sie zum Trocknen hinterm Ofen versteckt und sie dann noch mehrere Male eingeweicht und geformt und getrocknet. Und zum Schluß habe ich den abgenutzten Satin an der Spitze geflickt, damit ihre Schuhe ein paar Stunden länger halten, bis auch das von mir genähte Fadengeflecht durchgezantzt ist.

Ihr blieb die Luft weg, als sie die Schachtel öffnete und die Schuhe sah.

»Ich weiß nicht, ob sie überhaupt brauchbar sind«, habe ich abwehrend gesagt. »Wahrscheinlich sind sie viel zu weich. Ich verstehe ja nichts davon.«

Aber während ich noch Ausflüchte machte, schlang sie die Arme um mich. Wir umklammerten uns eine ewige Sekunde lang und ließen dann hastig los. Heutzutage tragen wir unseren Kummer mit uns herum, als wären unsere Körper Schalen, die bis an den Rand mit Wasser gefüllt sind. Wir müssen uns immer vorsehen; der leiseste Ruck, eine plötzliche Verschiebung, und schon ergießt sich unaufhaltsam das Wasser.

Evas Geschenk an mich war dieses Notizbuch.

»Es ist zwar kein Computer«, sagte sie, als ich es auspackte. Das zerknitterte Geschenkpapier stammte von einem längst vergan-

genen Geburtstag und war bislang davon verschont geblieben, zum Feuermachen benutzt zu werden. »Aber es ist völlig unbeschrieben.«

»Unbeschriebenes Papier!« staunte ich. »Wo hast du das bloß her?«

»Ich hab es hinter meiner Kommode entdeckt. Es muß vor Jahren dahintergerutscht sein. Ich dachte, du könntest darin aufschreiben, was jetzt vorgeht. Für unsere Enkel oder so.«

Im Augenblick sieht es so aus, als könnten wir mit Enkeln noch weniger rechnen als mit Außerirdischen vom Mars. Beim ersten Aufschlagen des fleckigen Kartoneinbandes, beim Durchblättern dieser Seiten, die ein wenig muffig riechen und, von ihrem Liniengerüst abgesehen, leer sind, habe ich ehrlich gesagt mehr an meine Vorbereitung auf die Leistungstests als daran gedacht, eine Chronik des Jetzt zu verfassen. Und doch ist es ein gutes Gefühl, zu schreiben. Ich vermisste das flinke Klicken meiner Computertasten, das Leuchten des Bildschirms, aber heute abend fühlt sich dieser Kugelschreiber in meiner Hand an wie ein Zauberstab, und die Linien, die diese Worte über die Seite führen, muten an wie Kettfäden am Webstuhl unserer Mutter und sind nicht so sehr wie Hindernisse, für die ich sie zunächst gehalten hatte. Ich kann bereits absehen, wieviel es zu sagen gibt.

Was ich Eva am liebsten geschenkt hätte, ist Benzin. Nur ein klein wenig Sprit – genug, um den Generator anzuwerfen, damit sie wenigstens eine CD spielen und die Musik in ihren Körper einsickern lassen kann; nur ein paar Liter Benzin, damit sie ausnahmsweise einmal Ruhe hat vor dem schroffen Ticken des Metronoms.

Aber es ist kein Sprit mehr da. Als wir das letzte Mal aus der Stadt heimgekehrt sind, war die unerbittliche Nadel der Benzinanzeige des Lieferwagens im roten Bereich.

»Mädels, der Motor ist die letzten fünf Kilometer nur noch mit Benzindunst gelaufen«, konstatierte unser Vater. »Sieht so aus, als müßten wir uns eine Weile einigeln. Aber keine Sorge – wir haben mehr als genug zu essen, und wenn alles wieder seinen gewohnten